Die Gesellschaft.

Realistische Wochenschrift
für
Litteratur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von

M. G. Conrad.

I. Jahrgang. München, 10. Februar 1885. Nr. 6.

Ueber den Pöbel.

Gedanken von Richard Wagner.

Wenn wir schließlich mit Notwendigkeit das Volk als den Künstler der Zukunft erkannt haben, so sehen wir, dieser Entdeckung gegenüber, den intelligenten Künstler-Egoismus der Gegenwart in verachtungsvolles Staunen ausbrechen. Er erblickt das Volk einzig nur in der Gestalt, in welcher er es aus der Gegenwart vor sein kulturbebrilltes Auge stellt. Er glaubt von seinem erhabenen Standpunkte aus einzig seinen Gegensatz, die rohe gemeine Masse, unter dem Volke begreifen zu müssen; ihm steigen im Hinblick auf das Volk nur Bier- und Schnapsdünste in die Nase; er greift nach dem parfümierten Taschentuche und fragt mit civilisierter Entrüstung: „Was? Der Pöbel soll uns künftig im Kunstmachen ablösen? Der Pöbel, der uns nicht einmal versteht, wenn wir Kunst schaffen? Aus der qualmigen Kneipe, aus der dampfenden Felddüngergrube sollen uns die Gebilde der Schönheit und Kunst aufsteigen?"

Sehr richtig! Nicht aus der schmutzigen Grundlage unserer heutigen Kultur, nicht aus dem widerlichen Bodensatze eurer modernen Bildung, nicht aus den Bedingungen, die eurer modernen Zivilisation die einzig denkbare Basis des Daseins geben, soll das Kunstwerk der Zukunft entstehen.

Bedenkt aber, daß dieser Pöbel keineswegs ein normales Produkt der wirklichen menschlichen Natur ist, sondern vielmehr das künstliche Erzeugniß eurer unnatürlichen Kultur; daß alle die Laster und Scheußlichkeiten, die euch an diesem Pöbel anwidern, nur die verzweiflungsvollen Geberden des Kampfes sind, den die wirkliche menschliche Natur gegen ihre grausame Unterdrückerin, die moderne Zivilisation führt; und daß das Abschreckende in diesen Geberden keineswegs die wahre Miene der Natur, sondern vielmehr der Widerschein der gleißnerischen Fratze eurer Staats- und Kriminalkultur ist.

So lange ihr intelligenten Egoisten und egoistischen Feingebildeten in künstlichem Dufte erblüht, muß es notwendig einen Stoff geben, aus dessen Lebenskraft ihr eure süßlichen Parfüms destilliert, und dieser Stoff, dem ihr seinen natürlichen Wohlgeruch entzogen habt, ist nur dieser übelatmige Pöbel, vor dessen Nähe es euch ekelt, und von dem ihr euch im Grunde einzig doch nur durch jenen Parfüm unterscheidet, den ihr seiner natürlichen Anmut entpreßt habt. So lange ein großer Teil des Gesamtvolkes in Staats-, Gerichts- und Universitätsämtern in unnützester Geschäftigkeit kostbare Lebenskräfte vergeudet, muß allerdings ein ebenso großer, wenn nicht noch größerer Teil desselben in überspanntester Nutzthätigkeit mit seinen eigenen auch jene vergeudeten Lebenskräfte ersetzen helfen und — was das Allerschlimmste ist! — wenn somit in diesem

unmäßig angespannten Teile des Volkes das Nützliche, das nur Nutzenbringende, zur bewegenden Seele aller Thätigkeit geworden ist, so muß die widerliche Erscheinung sich herausstellen, daß der absolute Egoismus überallhin seine Lebensgesetze geltend macht und euch, wiederum aus Bürger- und Bauernpöbel mit häßlichster Grimasse angrinst.

Weder euch noch diesen Pöbel verstehen wir aber unter dem Volke!

Epigramme

von Friedrich Rosenthal.

An einen Kritiker.

Daß Dich der Geist ansprach des Calderon,
Wie Du erzählt vor einigen Wochen,
Das glaub' ich gern. Doch glaub' ich nicht, mein Sohn,
Daß auch Dein Geist ihn angesprochen!

„Christoph Marlow" von Wildenbruch.

Weil Marlow Shakespeare's Romeo geseh'n,
Muß er vor lauter Neid zu Grunde geh'n.
Hätt' man das Drama Wildenbruchs gegeben,
Der neid'sche Marlow würde heut' noch leben!

„Unehrlich Volk" von Richard Voß.

Fünf lange Akte wird gezetert und geklagt,
Weil man der alten Brandt ein ehrlich Grab versagt.
Um mit dem Stücke nicht die gleiche Not zu haben,
Ward's hier auf's erste Mal gleich regelrecht begraben.

(Schlaraffias Bunte Mappe).

Meyers Entsagung.

Wiener Lebensbild von F. v. Kapff-Essenther.

„Sie glauben nicht, daß ich Josefine geliebt habe?"

„Aufrichtig gesagt — nein!"

Er schwieg. Ich sah ihn etwas an, ob er nicht gekränkt oder von schmerzlichen Erinnerungen überwältigt sei, aber er war nicht aus Gemütsbewegung verstummt, sondern weil er einem reizenden Strauß'schen Walzer lauschte, welchen eine Militärkapelle in dem benachbarten Restaurationsgarten spielte.

Wir saßen in jenem stillen Winkel des Schönbrunner Parkes, in welchem sich die Sommerresidenz des jeweiligen Ministers des Aeußern befindet und in dessen nächster Nähe zwei der besuchtesten Wiener Sommerrestaurants liegen.

Ich blickte meinen Nachbar an, der mit dem Kopfe den Takt zu der Musik wiegte. Meine Worte hatten immerhin einen ernsten Ausdruck auf seinem, aus rötlichem, gesundem Fleisch und behaglichem Gleichmut gebildeten Gesichte hervorgebracht, einen Ausdruck, der mir, ich weiß nicht warum, kritisch erschien, obgleich die Züge dieser Lebemann-Physiognomie keineswegs unedel waren. Aber es gibt einmal Menschen, die wir uns in keiner ernsten Lebensbeziehung denken können, die mit ihrer gangbaren Freundlichkeit, ihrem leichten Geschwätz, ihren ganz konventionellen Lebensäußerungen immer auf der Oberfläche zu schwimmen scheinen — sicher, behaglich, zu aller Ansicht und Einsicht.

Meyer, dieser wohlerhaltene Hagestolz mit seinem mäßigen Embonpoint, seiner offen zu Tage liegenden Bureau-, Kaffee- und Gasthausexistenz, seinen Neuigkeiten und Bonmots, seiner berühmten Kenntnis aller lokalen Vergnügungen — er schien mir nur ein lebendiges Salon- und Promenademöbel.

Er stand allein, hatte ein gutes Auskommen, genoß des besten Rufes — es gab anscheinend gar keinen Raum in seinem Leben für eine Gemütsbewegung.

Doch wußte ich, daß er zu einer meiner Bekannten, einer jungen Schauspielerin, einmal in einer innigeren Beziehung gestanden, welche ganz plötzlich von ihm gelöst worden war. Er selbst sprach — wohl in Beziehung darauf — manchmal von einer „Katastrophe" in seinem Leben.

Ich hatte die nicht mehr ganz junge, aber noch immer schöne und temperamentvolle Dame, welche seit Jahren in Deutschland engagiert war, kürzlich auf einer Reise getroffen, und so waren wir, Meyer und ich, auf jenes Thema gekommen.

Der Walzer war jetzt zu Ende samt der üblichen Repetition.

„Sie spielen halt ausgezeichnet, die vom Regiment Erzherzog Albrecht", sagte Meyer. „Welches Temperament, welches Feuer! Ich folge der Kapelle überall hin, wo sie spielt, bin deshalb Donnerstag, wo sie beim Dommayer konzertiert, immer in dieser Gegend zu treffen."

Er hatte noch immer den ernsten, fast verlegenen Gesichtsausdruck; vielleicht bemerkte er, daß meine Gedanken noch bei unserem früheren Gesprächsstoff waren, denn er sagte plötzlich: „Was ich noch sagen wollte, gnädige Frau — ja, ich habe Josefine wirklich sehr lieb gehabt, und es thut mir leid, wenn sie es nicht glaubt. Sie sehen mich so sonderbar an, gnädige Frau — Sie glauben mir auch nicht?"

„Verzeihen Sie, lieber Meyer, ich kann nur einfach nicht einsehen, was Sie von Josefine trennte. Das Mädchen war Ihnen zugethan, wollte Ihnen zuliebe der Bühne entsagen. Sie aber waren sicher damals unabhängig wie heute — ich begreife also nicht—"

„Und ich habe sie doch geliebt!" rief er mit ungewohnter Lebhaftigkeit. Es schien in dem Salon- und Kaffeehausmöbel eine lebendig vibrierende Saite berührt worden zu sein. — „Es ist wahr, wir liebten uns gegenseitig — wir waren frei. Hätte ich gegen die Ehe ein besonderes Bedenken gehabt — ich glaube, Josefine war großmütig und leichtblütig genug, mir ohne eine gesetzliche Verbindung anzugehören. Es trennte uns nichts, gar nichts — dennoch habe ich ihr freiwillig entsagt. Warum? Ja, das läßt sich mit einem Worte nicht sagen, aber ich will versuchen, es Ihnen begreiflich zu machen.

Ich bin jetzt ein zufriedener, ja ein glücklicher Mann, gnädige Frau; Kummer, Sorge, unbefriedigte Wünsche bleiben mir fern. Ich betone das, damit Sie gleich im Vorhinein einsehen, daß ich richtig gehandelt habe. Es gibt wenig zufriedene Menschen — Sie wissen es wohl! Aber es hat mich einen Kampf gekostet, und keinen kleinen, diesen Hafen der Zufriedenheit zu erreichen. Kämpfen und leiden muß man wohl einmal in diesem Leben — nun, ich habe den Preis für meine Ruhe ein für allemal bezahlt. Hören Sie.

Ich sitze an einem unfreundlichen Herbstabend bei Josefine. Das Zimmer war schwach erleuchtet, das Feuer brannte gemütlich im Ofen. Ich sehe den kleinen, traulichen Raum vor mir, wie heute. Wände, Vorhänge und Teppiche sind dunkel gehalten, die bequemen, kirschroten Samtmöbel hatte ich geschenkt, doch waren sie schon für unsern Hausstand bestimmt.

Wir waren lustig, ja ausgelassen wie immer, wir wußten nichts von Sorge oder schwerer Nachdenklichkeit. Zwar Josefinens Bruder — mein einziger Freund — Sie wissen vielleicht — der Franz — war unter schrecklichen Umständen gestorben, aber es war ein Jahr seither, und damals hatte ich Josefine noch kaum gekannt.

Josefine, obgleich eine richtige Bühnenschönheit, war doch am hübschesten zu Hause, wenn sie sich ungeniert bewegte, ganz gehen ließ. Das paßte zu ihrem freien, selbstbewußten Wesen, es paßte sogar zu dem natürlichen Hochmut, mit dem sie das Näschen trug und der gar keines Flitters bedurfte, ja, der einfache Schlafrock gab ihren üppigen Formen ein imposanteres Aussehen, als das prächtigste Schleppkleid. Mir wenigstens gefiel sie daheim am besten, und ich gab mich dann am sichersten ihrer ungenierten Koketterie hin. Sie hatte bis zu jenem Abend mit mir machen können, was sie wollte, glaub ich, aber es hatte sich nur um Kindereien gehandelt.

Wir dachten an dem Abend übrigens an gar nichts. Sie studierte eine Rolle, ich half ihr. Wir tollten wie die Kinder, tanzten, sangen, lachten. Dann sanken wir auf das Sopha und küßten uns stumm. Ich war so stillvergnügt bei dem allen, wie ein Kind, ich kann nicht anders sagen.

„Du hast ja heute Deine Schachpartie, Feri", sagt sie leichthin.

„Ich mache mir nichts daraus, ich bleibe bei Dir."

Es ist noch jedes Wort in meiner Erinnerung. Ich hatte ihr meine lieben, kleinen Gewohnheiten geopfert, oder vielmehr, es war eben kein Opfer.

Auf einmal lehnt sie sich, wie müde, gegen die Sophalehne und schließt die Augen. Ich sehe sie an, und es erfaßt mich eine schreckliche Erinnerung.

„Ich bitte Dich, Pepi, öffne die Augen!" rief ich, „Du siehst so dem Franz erschreckend ähnlich."

„Ach, Unsinn," sagt sie gleichgiltig, „ich habe ihm nie ähnlich gesehen."

Es ist wahr, ich hatte diese Aehnlichkeit nie bemerkt. Aber es existirt eine solche in häufig undefinirbarer Weise zwischen den scheinbar unähnlichsten Geschwistern. Erst in diesem Moment bemerkte ich dieselbe; wie sie das schöne blühende Gesicht mit den geschlossenen Lidern, durch welche die dunklen Augensterne bläulich schimmerten, mit diesem matten Ausdruck zurücklehnte, sah sie nicht nur dem Bruder ähnlich, sondern dem Todten sogar.

Das war es, was mich so erschütterte: der Todte stand auf einmal zwischen uns — diese bleiche Schreckensgestalt, die ich nie im Leben ganz los werden kann.

Ach, es ist mir sehr teuer zu stehen gekommen, daß ich einen Freund hatte. Ich habe mich auch seither vor der Freundschaft ebenso sehr gehütet als vor der Liebe.

Wir waren während unserer Studienzeit Stubengenossen gewesen, der Franz und ich. Man mußte ihn lieb gewinnen, denn er war die Güte selbst, immer bereit zu helfen, zu geben, ohne eine böse Faser von Groll oder Falschheit in der Seele. Schon damals hatte er eine Braut und hing mit ganzem Herzen an dem übrigens schönen Mädchen. Als er einen Gönner fand, der ihn mit sich nach Italien nehmen und seine Ausbildung — Franz war Bildhauer — vollenden wollte, schlug er das seltene Glück aus, nur um jenes Mädchens willen; denn er sollte nächstens heiraten und in das Geschäft seines Schwiegervaters, eines großen Steinmetzmeisters, treten. So geschah es auch, trotz meiner Warnungen. Alles wendete sich zum Bösen für den armen, viel zu guten Franz! Der Schwiegervater starb und hinterließ ihm eine Schuldenlast. Die schöne junge Frau war leichtsinnig, anspruchsvoll, ich glaube, sie blieb ihm zum Ende nicht einmal ganz treu. Es waren auch unversorgte Geschwister von ihr da, und eine neue, kleine Familie stellte sich auch ein. Es war mir schrecklich gewesen, das Alles mit anzusehen, und ich hatte zuletzt das Haus gemieden; ich konnte ja doch nicht helfen.

Da zitiert man mich eines Tages zur Polizei, bringt mich auf die Todtenkammer des Krankenhauses. Dort liegt mein Franz, den sie aus der Donau gezogen haben. Das gute, blasse Gesicht fast unverändert, das gebrochene Auge halb offen wie zur Klage — die Zähne zusammengepreßt wie in verbissenem Schmerz — den Leidenszug um den Mund, den er selbst in seinen besten Tagen hatte.

Er hatte eines Tages die Kasse seines Bauherrn angegriffen und wußte sich dann nicht zu helfen.

Ich mußte ihn agnoszieren, das war meine letzte That für ihn, und keine leichte, — weiß Gott!

Und jetzt sah ich ihn vor mir, wie er dort auf dem Brett lag, wohin grenzenlose Güte und Liebe ihn gebracht! —

„Ich bitte Dich, Pepi, öffne die Augen!" sagte ich mit der Aengstlichkeit eines Kindes.

Sie gehorchte und sah mich ernst an.

„Weißt Du", sagte sie, „es ist doch böse für mich, seit Franz todt ist. Er war eben eine bekannte Persönlichkeit, so schlecht er stand; ich habe jetzt keinen Kredit mehr."

„Wozu brauchst Du denn Kredit?" erwiderte ich erstaunt.

„Weißt Du nicht, daß ich fünfhundert Gulden Schulden habe? Ich brauchte das Geld für Kostüme. Man hat es mir gekündigt. Wäre ich nach Hamburg gegangen, wo ich doch eine bedeutend höhere Gage hätte, würde ich die Summe nach und nach bezahlt haben. Nun mußt Du sie auf Dich nehmen, Feri! Es ist endlich auch natür-

ich, daß Du mir die Opfer tragen hilfst, die das Aufgeben der Bühnenkarriere mir auferlegt. Nicht wahr, Du übernimmst diese Schuld, diese fünfhundert Gulden?"

„Gewiß, mein Schatz", erwiderte ich, „das ist ja ganz selbstverständlich."

Wir plauderten von anderen Dingen. Als ich jedoch ging, sagte sie nochmals: „Nicht wahr, Du vergissest das Geld nicht, Feri?"

Und sie sah mich dabei mit einem forschenden Blick an, wie ich ihn nie an ihr bemerkt hatte.

„Gewiß nicht — verlasse Dich darauf."

Ich stand auf der Straße. Der kalte Herbstwind wehte um mein heißes Gesicht, die Gasflammen flackerten unruhig.

Ich hatte mit einem Male ein ganz seltsames Gefühl, es war, als fielen mir Schuppen von den Augen.

„Jetzt fängt es an," sagte ich mir, „jetzt kommt es an dich: geben und geben und wieder geben, bis du so weit bist wie der Franz. Sie bringt dir ein Opfer und wird immer Gegenopfer verlangen. Du bist verliebt wie ein Thor und wirst immer Ja sagen. Wie weit man damit kommt, ist bekannt. Bisher hast du nur für dich, für dein eigenes Behagen gestrebt und gearbeitet — jetzt wird es anders sein — eine andere Existenz geht der deinen vor — jetzt wird das Messer angelegt an die Behaglichkeit, die Ruhe, das freie Gedeihen deines Daseins."

Gnädige Frau, es handelte sich mir nicht um die fünfhundert Gulden, ich hatte weit mehr als diese Summe von meinem Gehalte zurückgelegt, und ich hatte zudem ein kleines, aber sicheres Erbe von meinen Eltern zu erwarten — auch hatte ich keinen ausgesprochenen Sinn für den Besitz — aber ich sah mit einem Male die Dinge in anderem Lichte.

Mein Leben war bisher dahingeglitten wie ein Bächlein in der Ebene. Ich hatte, mit mäßigen, aber ausreichenden Mitteln, versehen, nach meiner Wahl studiert und eine mir angenehme rentable Stellung gefunden. Bis zu diesem Tage hatte nichts die ruhige Behaglichkeit meiner Existenz gestört, das Unglück mit Franz ausgenommen. Mit der Liebe zu Josefine war wohl etwas Unruhe und Unordnung in mein Leben gekommen, aber es war alles so schön und reizend, daß ich mich nicht zu beklagen hatte. Mit tausend Freuden hatte ich meine ungebundenen Gewohnheiten aufgegeben, sie beschenkt, ihr mein Sein und meine Habe zur Verfügung gestellt.

Und jetzt — mit einem Male sah ich, daß ich mich auf derselben abschüssigen Bahn befand wie der arme Franz. Ich liebte, und ich war im Begriff, meine Existenz einer andern unterzuordnen. Ich war im Begriff, eine unberechenbare Last von Sorgen und Opfern auf mich zu nehmen. Alle, die heiraten, lieben, eine Familie begründen — thun es. Sie bezahlen unausgesetzt und ihr Leben lang das flüchtige Glück der Liebe, sie zahlen immerfort, obgleich das erkaufte Glück längst, längst unter ihren Händen zerronnen ist.

Ich sehe den Franz mit seinem lieben, schmalen Mädchengesicht, wie er mich mit seinen strahlenden blauen Augen ansieht und sagt: Die Liebe ist das Beste! Er sagte das immer, während der unbewußte Leidenszug um seinem Mund zuckte.

Und ich sehe ihn, wie er auf dem Brett in der Todtenkammer liegt und mich mit gebrochenen Augen anstarrt — unaufhörlich — ewig!

Hätte er seine starren blauen Lippen bewegen können, würde er noch immer gesagt haben: Die Liebe ist das Beste — ? — Ich glaube nicht.

Ich hatte eine schlaflose Nacht, und in dieser Nacht, gnädige Frau — habe ich entsagt.

Denken Sie nicht, daß es so gar leicht war. Ich war jung und leidenschaftlich verliebt. Meine Braut aufgeben, ihr holdes, blühendes Wesen von dem meinen trennen — es hieß allen Reiz aus meinem Dasein nehmen. Und ich habe es doch gethan.

Mir graute vor diesem Glück, welches einem unersättlichen Moloch gleicht — ich wollte nichts mehr davon wissen. Ich schickte Josefinen am andern Tage das Geld und gab ihr ihr Wort zurück, indem ich mich erklärte, so gut es ging. Aber Frauen ver-

stehen nun einmal keine Vernunftgründe; sie wird einfach behauptet haben, ich hätte sie nicht geliebt, aber es ist nicht wahr.

Uebrigens ist sie ein kluges Weib. Sie behielt das Geld und schickte es mir später von Hamburg, wohin sie bald darauf gegangen war, zurück. Geheiratet hat sie nicht, wie Sie wissen. Wir Beide, sie und ich, sind zu klug, um uns ausnützen zu lassen, und doch zu gut, um andere auszubeuten. Man wählt den besseren Teil und entsagt."

Er blickte jetzt auf seine Uhr. „Nun aber muß ich sehen, daß ich zu Dommeyer komme, sonst erhalte ich nicht mein gewohntes Bratenstück. Wenn man ledig ist, hängt man in dieser Beziehung von der Gunst der Speisekellner ab."

Dieser Schluß klang in Wahrheit weniger egoistisch, als es den Anschein hatte. Meyer hatte ohne merkliche Erregung erzählt, ja mit einer gewissen Genugthuung, seine Lieblingsmaximen bestätigen zu können.

Diese Genugthuung klang auch durch seine Schlußworte: „Wie gesagt, gnädige Frau, ich bin jetzt ein zufriedener, sorgenfreier Mann. Und nun geben Sie selbst zu: Hatte ich nicht Recht?" —

Die Musik ist an allem schuld!

Französische Parlamentsrede, gehalten in Versailles, Faschings-Session 1873.

Meine Herren!

Im Namen der Kommission für gesellschaftliche Wiedergeburt, erlaube ich mir, Ihrem hohen Urteil einige Betrachtungen zu unterbreiten über die Ursachen, welche die Demoralisation unseres schönen Vaterlandes herbeigeführt haben.

Dieser Ursachen, meine Herren, sind es verschiedene. Fehlte es uns hier nicht an Zeit, so wollte ich sie Ihnen der Reihe nach aufzählen. So aber beschränke ich mich darauf, Ihre Aufmerksamkeit vorerst nur auf die Hauptursache all' unseres Unglücks zu lenken. Diese Ursache ist die Musik! ja, meine Herren, die Musik, deren Ausbreitung in unsern Mauern feindliche Mächte gefördert haben, um unsern Geist zu verflachen und unser Herz zu entnerven.

Auch das Theater gehört hieher. Theater und Musik sind zwei Begriffe, die einen dritten gebären, und dieser heißt Verfall! Das Theater richtet Verwirrung an, die Musik führt vollends die Verderbniß herbei.

Wir haben in Paris dreißig Theater. Darum mußte die Regierung, mußten Sie alle, meine Herren, sich nach Versailles flüchten, in jenes glückliche Asyl, wo die harmlose Truppe des Direktors X . . . die Poesien unseres großen Scribe recitiert, gereinigt von der Musik des verhaßten Meyerbeer.

Nächst Paris ist das bevorzugteste Standquartier dieser Revolutionshydra Lyon. Vier Theater! dann Bordeaux mit drei Theatern! Marseille mit zweien! Ueberall, wo eine Oper existiert, tragen die Kommunarden den Sieg davon bei den allgemeinen Wahlen.

Je mehr man sich hingegen von diesen korrumpierten Zentren entfernt, je weiter man außer Hörweite der Stimme des gefeiertsten Tenors gelangt, da, wo die höllischen Klänge des Orchesters sich verlieren . . . auf dem flachen Lande nämlich, wo die Nachtigall ihre zärtlichen Lieder singt, der Ochse brummt, die Grille ihre sanften Melodien zirpt, mitten in dieser erquickenden Harmonie der Natur: da hören wir jene Stimme, die das Herz erfreut und die Kurse steigen macht, die Stimme des Bauern, der mit „Ja" antwortet auf jede Frage, so ihm die hohe Obrigkeit vorlegt.

Blicken wir über die Grenze. Was finden wir da?

Italien, untergraben, zersetzt durch den Einfluß der Musik von zehn Jahrhunderten, findet seine politische und gesellschaftliche Wiedergeburt im Verfall seiner Kunst. Ich möchte diesen Verfall eine Schickung göttlicher Vorsehung nennen. Indem sie starben, ohne ebenbürtige Nachkommen zu hinterlassen, haben diese großen italienischen Meister die Seele ihres Landes erlöst. Ein Hinderniß stand der Vollendung des nationalen Befreiungswerkes noch entgegen: Rossini! . . . . Er verschwindet, und Italien nimmt Venedig und setzt sich in Rom fest!

Und Spanien! Es geht an der Jota aragonesa zu Grunde. Die ganze Herrlichkeit Karls V. löst sich, um mit einem berühmten Manne zu reden, in Castagnettengeklapper auf.

Deutschland? Deutschland lebte dahin unter dem Joche Napoleons, geschwächt und zerrissen durch kleinliche Zänkereien im Innern, und große Revolutionen von außen. Seine Demoralisation verdankt es aber vor allem den verruchten Meisterwerken eines Beethoven, eines Mendelsohn, eines Weber, eines Schubert, Haydn u. s. w. u. s. w.

Eines Tages jedoch besinnt sich Deutschland, es will sich erheben, es will nun seinerseits auch einmal siegen. Die Stunde hiefür ist gut gewählt, all seine großen Ton-Meister schlummern im Grabe. Zwei nur sind noch übrig. Meyerbeer und Wagner.

Was thut Deutschland?

Es schickt Meyerbeer nach Frankreich, mit dem Befehl all' seine Opern in Paris aufführen zu lassen.

Wagner wird 1848 in Dresden zum Tode verurteilt.

Staunenswerte Berechnung! Ahnungsvolle Gerechtigkeit!

Meyerbeer bereitet unseren Sturz vor, während Wagner mit seiner Aufruhrmusik die Internationale heraufbeschwört.

Dem Meyerbeer verdankt Paris die Belagerung, dem Wagner die Kommune und ihre Verbrechen.

Der Eine war ein preußischer Spion, der Andere ein Petroleur.

Ueberschreiten wir das Meer, so sehen wir im Norden ein Volk, klug und weise, das mit kaufmännischem Sinn seinen Geschäften nachgeht, und sich weiter um nichts kümmert, als um seinen Geldschrank! Im Westen, die erste Nation der Welt. Diese beiden Mächte nun, Amerika und England, die der gleichen Abstammung sind, besitzen weder einen großen Komponisten, noch eine, dieses Namens würdige „Große Oper." Es leben da vierundzwanzig Millionen von Geschöpfen, die in ungetrübter Einstimmigkeit so falsch singen wie ein einziger Jagdhund. Daher aber auch welcher Ruhm in der Vergangenheit, welche Prosperität in der Zukunft!

Rußland endlich: Dieser Koloß, der eines Tages ganz Europa verschlingen wird, er hat nur eine einzige Melodie, die Nationalhymne. Sie allein genügt ihm für alle Zwecke. Man tanzt darauf Walzer sowohl als Polka; in Moll begleitet sie die Todten, in Dur klingt sie den Hochzeitern voran. Zum Fest des Kaisers spielt man sie largo, für die Taufen der Großen andante und allegro zur Belustigung der Kutscher. . . . . .

Kehren wir also bei uns selbst ein und erkennen wir das bedeutungsvolle Zusammentreffen unserer ersten Unglücksfälle mit der Theaterfreiheit, diesem größten Fehler des Kaiserreichs, der dem Lande so sehr zum Verderben gereichte!

Seien wir indessen gerecht, meine Herren; auch die Musik hat ihre ruhmreiche Zeit gehabt. — Sie ist es, die unsere große Revolution vorbereitet, begonnen, vollendet, und ach! begraben hat. Von 1714 ab thaten sich die musikalischen Offenbarungen mit wachsender Kühnheit kund. Jenes Jahr sah die Baßgeige erstehen, dieses Ungethüm des Orchesters, diesen Vorboten der Pest von Marseille. — Sodann kommt Pergolese, der uns mit der Serva Padrona beschenkt, einer Serva, die ihren Herrn nicht achtet, folglich die unsterblichen Prinzipien verneint! — Gluck führt durch seine Streitigkeiten mit Piccini den Sturz Neckers herbei. — Ein großer Musiker, J. J. Rousseau, läßt alle Herzen vom Hauche der Freiheit durchwehen mit seinem „Wahrsager vom Dorfe". Beaumarchais endlich, gestützt auf Rossini und Mozart, führt einen entscheidenden Schlag gegen Louis XIV. mit seinen beiden Opern „Der Barbier von Sevilla" und „Die Hochzeit Figaro's."

Die Revolution war gemacht. Die Musik, diese unruhigste, ausgelassenste aller Künste, welche die Völker entfesselt und gegen die Könige gehetzt hatte, brachte hinwiederum die Könige gegen die Völker auf. Ich werde nicht in die Einzelheiten der Geschichte eindringen, meine Herren! Sie wissen so gut wie ich, daß die Republik vom rechten Wege abkam und sich zu Gewaltthaten verleiten ließ nur allein unter dem verderblichen Einfluß eines Rouget de l'Isle mit seiner patriotischen Melodie. Ebenso ist Ihnen bekannt, meine Herren, daß die Republik, weise selbst in ihren Ausschreitungen, die großen Musiker verbannt, und die kleinen ersäuft hat. Dadurch ward es ihr möglich, die europäische Koalition zu besiegen. Sie hatte mit den Musikern so gründlich aufgeräumt, daß anno 1793 nur noch einer übrig war in Frankreich: Fabre d'Eglantine, der Autor von „Es regnet, Schäferin!"

Uebrigens schnitt man auch ihm den Kopf ab.

Méhul schloß die Aera der Freiheit und eröffnete die des Despotismus. Achtzehn ruhmreiche Jahre stiegen nun für Frankreich hercuf. Da kam Spontini nach Paris und mit ihm begann für uns jene Reihe von Unglücksfällen, die sich fortsetzte bis nach Waterloo.

Von dieser fatalen Stunde an machen Musik und Sittenverderbniß erschreckende Fortschritte.

Die „Weiße Dame" und jene Arie „O welche Lust Soldat zu sein!" verderben die Armee, indem sie bei derselben die Dünkelhaftigkeit großziehen. Béranger schleudert seine zündenden Melodien gegen Thron und Altar. Carafa mit „Masaniello", Auber mit „der Stummen von Portici" bewirken die Erhebung der Massen, marschieren auf die Tuillerien, jagen unsere Könige aus ihren hundertjährigen Palästen. Und „Wilhelm Tell", wo man den Tenor die Schwester eines Vaterlandsfeindes heimführen sieht!!! Die Schweiz hat uns das nie verziehen, meine Herren, und heute noch zeigt sie uns ihren Groll, indem sie uns die Auslieferung der Kommunarden verweigert.

Was soll ich erst sagen von der Oper „Karl VI.", von jenem Schrei des Hasses und der Empörung: „Krieg den Tyrannen", der das herzliche Einverständniß zwischen Fürst und Volk zerstört und den Tron des Bürgerkönigs ins Schwanken bringt.

O! meine Herren, wenn Karl X. und Louis Philipp die große Revolution nachgeahmt hätten, wenn sie gleich ihr durch Unterdrückung der Musiker die Musik vernichtet hätten, sie säßen heute noch auf dem Tron alle beide!

Ich komme zur gegenwärtigen Epoche.

Ich habe ihnen Preußen gezeigt, wie es mit einer fürchterlichen Geschicklichkeit zu Werke geht, unsern Charakter herunterzudrücken, unsern Einfluß in Europa zu zerstören. Sie wissen, wie schlau es dabei verfuhr. Still, fast furchtsam, ohne Lärm, ohne Aufsehen, um keinen Verdacht zu erwecken. Erard, Pape, Pleyel wurden bei uns eingeschmuggelt, um durch Vermittelung dieser drei Agenten jenes Instrument der Demoralisation, das Klavier, bis in den Schoß der respektabelsten Familien dringen zu lassen. Erst das horizontale, dann das vertikale Klavier und zuletzt gar den entsetzlichen Flügel!

Nach den Pianinos die Pianisten, und dann die Komponisten! Sie schicken uns selbst ihre Todten, und französische Komponisten wie Gounod mit „Faust“ und Ambroise Thomas mit „Mignon“, haben sich nicht gescheut und sich mit Göthe vereinigt, um uns die bürgerlichen Laster und die romantischen Verbrechen des tugendhaften Deutschlands einzuimpfen.

Und dieser Monsieur Reyer, welcher das Petroleum besingt, und dieser Monsieur Offenbach, der in seinem „Orpheus in der Unterwelt“ der öffentlichen Meinung und Moral ins Gesicht schlägt, und unsere jungen republikanischen Advokaten, die Hoffnung des Landes, die sich ihre politische Weisheit in der „Prinzessin von Trèbizond“ und ihre Kriegskunst im Variété-Theater holen! . . . . Wenn sie sich dann eines Tages endlich bewogen fühlen oder gezwungen sehen, sich den Geschäften und öffentlichen Angelegenheiten zu widmen, so übertragen sie die hohen Staatsämter dem Hanswurst Kapriolo, und wenden auf dem Schlachtfelde die Theorien des Generals Bum an!

Verblendet, von einem wahren Taumel ergriffen, singen wir Jahr aus Jahr ein, sorglos, unbekümmert, ob es deutsche, italienische oder französische Melodien sind! Wir singen, wir tanzen, gleich dem Bauern in der Fabel, fortgerissen, in einen höllischen Reigen verwickelt, der nur mit uns selbst enden wird — wenn wir uns nicht noch bei Zeiten besinnen.

Nun glaube ich, Ihnen zur Genüge bewiesen zu haben, meine Herren, daß die Musik die erste und stärkste Ursache ist, welche die gegenwärtige Trübung der Geschicke Frankreichs verschuldet hat.

Ich habe Ihnen bewiesen, so hoffe ich, daß wir uns mit dieser treulosen Kunst aus dem europäischen Konzert hinausmusiziert haben.

Ich fasse mich nun kurz: man verlangt von Ihnen, meine Herren, daß Sie den lyrischen Theatern Zuschüsse gewähren sollen aus der Kasse des Ministeriums des Innern, damit diese Theater Opern aufführen können. Die Kommission jedoch meint, es wäre besser und patriotischer, dem Kriegsministerium einen Kredit zu eröffnen zur Vertilgung der Musikanten. — Jedenfalls hat der Vermittlungsausschuß, mit dem wir uns ins Einvernehmen setzen zu müssen glaubten, unsere Schlußfolgerungen zu strenge beurteilt; wir legen Ihnen nun im Verein mit jenem Ausschuß einen Gesetzentwurf vor, dessen Wortlaut folgender sein würde:

Artikel 1. Die staatlichen Zuschüsse, welche die lyrischen Theater genießen, sind unterdrückt.

Artikel 2. Die Musiker, als da sind: Komponisten, Professoren des Gesangs, der Harmonielehre oder irgend welchen Instrumentes, werden auf eine befestigte Insel des stillen Ozeans gesetzt.

Artikel 3 Dort mag es ihnen unbenommen sein, ihr verwerfliches Metier auszuüben.

(Nach dem stenographischen Bericht, verdeutscht von **August Horn.**)

Skizzen

von H. E. v. Berlepsch.

1.

Ein winterlich grauer Morgenhimmel über dem verschneiten Wald. Kein Ton, außer dem leisen, leisen Niederfallen der Schneeflocken auf die dürren, braunen Blätter. So schritt ich lange Zeit dahin.

Am Waldsaum hörte ich ein Gurgeln, ein unterdrücktes Krächzen und Kreischen. Ich trat vorsichtig hinter einen Baum und sah fünf oder sechs Raben, die sich am Boden um einen todten Maulwurf rauften. Auf dem Wegweiser daneben, von dessen Armen der Schnee in einem rundlichen Lappen umgestülpt niederhing, so daß die Schrift gar nicht mehr zu lesen war, saß ein anderer Rabe, schlug immer wieder die Flügel unter und schaute dem Kampf seiner Stammesgenossen zu, anscheinend ganz leidenschaftslos. War er ein Philosoph, dem das Raufen zu geringfügig erschien oder hatte er sich zuvor schon allein sattgefressen an einer Feldmaus oder einem andern todten Maulwurf? Ich glaub' es beinah; denn dem Ringen Hungriger sieht nur der vollgefressene Philister leidenschaftslos zu. Das Schwenken des Hutes genügte, um die ganze Schaar zu verjagen — sie ließen die Beute dem Stärkeren und der ging vorüber, ohne das streitige Objekt nur mit der Fußspitze zu berühren. Was galt ihm ein Maulwurf, um den sich ein paar Raben balgen!

2.

Planlos schlenderte ich in den Vorstadtstraßen umher. Es war gegen Mittag. Da kam ich an die Pforten des Kirchhofs und ging hinein, ohne eigentlich zu wissen, was ich drinn wollte. Da und dort ein frischer Erdhügel und darauf vom Frost erstarrte

Blumen, ein Stück schwarzen Flores, mit dem der Wind spielte, und zwischen den Schollen ein vergilbt Stück Atlasband mit verblichener Goldschrift. Spuren großer, nägelbeschlagener Schuhe im Schnee, über die liegende Erzfigur eines Generals lag kreuzweis Spaten und Schaufel. Dort sollte wohl ein Mensch hineingesenkt werden.

Hinter den Fenstern des Leichenhauses liegen sie aufgebahrt, je nach dem Stande der hinterlassenen Erbschaft mit Blumen geschmückt, umgeben von brennenden Lichtern, oder auch schmucklos in den rohangestrichenen, schwarzen Sarg gebettet. Alle tragen Nummern — die Loose, die der Knochenmann in der Lotterie des Lebens zieht.

Ein junges bleiches Weib lag da, ein paar ärmliche Strohblumen neben dem Kopfe. Sie war schön. Ich frug einen der vorübergehenden Beamten, die in langen Registern alphabetisch geordnet die Todten-Nummern einschreiben, wer das Weib gewesen und woran sie gestorben.

Eine Fabrikarbeiterin, gestorben im Wochenbett. Beim Portal kam mir eiligen Schrittes ein Freund entgegen, streckte mir von weitem die Hand entgegen und lächelte glückselig.

Wohin?

Auf dem nächsten Weg — und der geht für mich hier herüber, zu den Schwiegereltern. Meine Frau hat mir einen prächtigen Buben geschenkt. Komm nächsten Sonntag zum Taufschmaus. Baron Kirchfeld ist Pathe, die Comtesse Ullenhorst Pathin, Champagner gibts und alles was das Herz begehrt! Adieu!

Schon recht, wenn nicht der da drinnen beiden zu Gevatter steht!

3.

Im Atelier war große Räumerei. Waffen und Gefäße waren von den Wänden herabgenommen und standen kunterbunt durcheinander am Boden.

Auf dem Podium war ein Abguß der Venus von Milo hingestellt worden, daneben stand eine chinesische Porzellanfigur mit beweglichem Kopf, ein lustiger, dickbauchiger Bewohner des himmlischen Reiches, mit langherabhängendem Schnurrbart, die Füße untergeschlagen, in den Händen ein Instrument von unklarer Bedeutung. Hinter den beiden die lebensgroße Gliederpuppe, halb verhüllt von allerlei daraufgelegten Seidenfetzen und Kostümstücken, die Glieder in halbverrenkten Stellungen, wie's gerade ein zufälliger Druck oder Stoß gefügt hatte.

Die eine Figur stolz, groß, ernst, schön, ohne Ausdruck von Haß oder Liebe, immer das gleiche, regungslose Antlitz, ein Abbild von Noblesse — daneben der Chinese, der bei jeder Berührung mit dem lächelnden, geistlosen Kopf fort und fort nickte, wohl volle 24 Stunden lang weiter genickt hätte, wenn er immer wieder angestoßen worden und dahinter das ominöse, aber unentbehrliche Wesen, das sich willenlos jeder Stellung anbequemt, in die es gerückt wird, jedes Kleid trägt, das man ihm anzieht — und gestern Soldat, heut Pfaff, morgen Bauerndirne! Für den Praktiker jedenfalls das brauchbarste Stück von den dreien.

Der Realismus im Strafrecht.

Von Dr. Ludwig Fuld, Rechtsanwalt in Mainz.

Solch mächtige Wirkungen äußert nach allen Seiten hin die realistische Strömung, daß fast sämtliche Wissenszweige in größerem oder geringerem Grade von ihr beeinflußt werden. Auch in der Rechtswissenschaft und insbesondere im Strafrecht macht sich dieselbe geltend. Befremdend muß es erscheinen, daß in einer so eminent praktischen Wissenschaft der realistische Charakter außer Acht bleiben oder in den Hintergrund treten konnte. Und dennoch war dies bis vor Kurzem der Fall. Unter Kants Einfluß, welcher auf strafrechtlichem Gebiete in Feuerbach, dem Vater des radikalen Philosophen, einen begeisterten Anhänger gefunden hatte, kam ein metaphysischer Zug zur Herrschaft. Man konstruierte eine passende Theorie, zog seine Konsequenzen daraus und verlangte ihre Anwendung im praktischen Leben, gleichgiltig ob sie den brennenden Tagesbedürf-

nissen Rechnung trugen oder nicht. Der absolute Charakter zeigte sich besonders darin, daß die Wissenschaft sich hochmütig gegen das Leben hermetisch abschloß und es für eine Unwissenschaftlichkeit erklärte, die Ergebnisse der „reinen Logik" wie man sagte, den wechselnden Gestaltungen des Lebens anzupassen. Damit verband sich eine Ignorierung des Menschen, wie er beschaffen und beanlagt ist. Man nahm keine Rücksicht auf die Umstände, welche den Willen beeinflussen. Im Grunde war die ganze Richtung auf das Verkennen eines Punktes zurückzuführen, welchen wieder zu Ehren gebracht zu haben das Verdienst eines der bedeutendsten Zeitgenossen, nicht nur unter den Juristen, Rudolph von Iherings ist. Die Kant'sche Lehre hatte gänzlich vergessen, daß das Recht einen Zweck zu erfüllen hat und nur durch ihn existenzberechtigt ist, daß der Mensch nicht um des Rechts und Staates, sondern Staat und Recht um des Menschen willen existieren. Dem entsprach der so lange als Weisheit gepriesene Satz fiat justitia pereat mundus, welcher doch nur der Gipfel des Unsinns und Unverstandes ist. Denn wo bleibt der Existenzweck des Rechts, wenn seine Voraussetzung, die Gesellschaft auseinanderfällt! Die moderne Wissenschaft hat mit dieser Anschauung gebrochen. Der praktische Zweck der Strafrechtswissenschaft fordert einen den praktischen Bedürfnissen genügenden, realistischen Charakter. Alle nichtexakten Wissenschaften leiden an dem Mangel, ihre Wahrheiten nicht durch das Experiment erproben und prüfen zu können. Die Strafrechtswissenschaft fühlt denselben ganz besonders, aber sie sucht ihn nach Möglichkeit zu beseitigen, und hierzu dient ihr die Statistik der Strafrechtspflege, die methodische und periodische Massenbeobachtung der in einem staatlich organisierten Menschenkomplex begangenen strafbaren Handlungen. Durch ihre Ergebnisse erfährt sie, in welchem Grade die Gesetze die Tagesbedürfnisse befriedigen, welche Gefahren eine energische und schleunige Repression durch die Gesetzgebung erheischen und in wie weit die Behörden den von der Gesellschaft verlangten Schutz realisieren. Die Statistik dient aber in nicht geringerem Grade zu einer realistischen Beurteilung des Verbrechers. Durch die Beobachtung der Einflüsse, welche die Gravitation des Verbrechensbudgets bewirken, ist die Strafrechtswissenschaft in der Lage, das Verbrechen naturgeschichtlich aufzufassen; sie kann hierdurch nicht nur die Momente bloßlegen, welche seine Entstehung ermöglichen, nicht nur ein richtigeres Urteil über die Schuld anbahnen, welche dem Einzelnen und den staatlichen und gesellschaftlichen Zuständen zur Last fällt, sondern sie bietet auch die Möglichkeit, den pathologischen Erscheinungen des Volkskörpers in rationeller, nicht symptomatischer, sondern ätiologischer Weise entgegenzutreten. Ohne den realistischen Charakter ist es ihr unmöglich, auf die Zusammenhänge zwischen dem Verbrechen und ökonomischen und sozialen Zuständen hinzuweisen. Wenn in gewissen Zeiten durch Krisen ungünstige Ernten, die Lebensmittelpreise steigen, der Kampf ums Dasein an Schwierigkeit zunimmt, die Zahl der Verbrechen wächst, wenn besonders solche Verbrechen die Thätigkeit der Gerichte in Anspruch nehmen, welche durch Mangel und Not hervorgerufen werden, so weist die Statistik auf den Zusammenhang zwischen beiden Erscheinungen hin und die realistische Wissenschaft muß diesen Wechselbeziehungen Beachtung schenken, nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch. Der Richter wird im Bewußtsein dieses Zusammenhangs, der Kausalität zwischen Winterfrost und Holzdiebstahl ein gerechteres Urteil sprechen, als sein Amtsgenosse, der ausschließlich in die Paragraphen des Gesetzes blickt. Wie hier der Realismus zu einer mildern Strafe veranlassen dürfte, so bewirkt er anderseits eine Verschärfung. Wenn die Statistik nachweist, daß die schwersten Verletzungen der Rechts- und Sittenordnung von Jahr zu Jahr wachsen, so wird es Pflicht des Richters, eine energische und eindrucksvolle Reprobation eintreten zu lassen. Der Realismus veranlaßt also die Strafrechtswissenschaft, den wechselnden Gestaltungen des Lebensprozesses mit Eifer und Sorgsamkeit Schritt für Schritt zu folgen. Natürlich muß mit Anerkennung ihres realistischen Charakters die Strafrechtswissenschaft den Anspruch aufgeben, Etwas allzeit fertiges und giltiges zu sein. In diesem Punkte tritt der Unterschied von einer nichtrealistischen Wissenschaft deutlich hervor. Wie das Leben stets wandelbar und wechselvoll ist, stets neue Gestaltungen und Verhältnisse, neue Bedürfnisse hervorbringt, so muß auch die Wissenschaft, welche die Befriedigung dieser anstrebt, einen wandelbaren und veränderlichen Charakter und Inhalt besitzen. Durch die Betonung dieses Momentes wird sie eine wirkliche Zweckswissenschaft und findet hierin vollen Ersatz für die Aufgabe ihres früheren absoluten Charakters. Der Nichtjurist — und ihn haben wir ja bei dieser Darstellung im Auge — kann diesen Unterschied kaum besser erkennen, als bei der Frage der Abschaffung der Todesstrafe. Während dieselbe seit Beccaria stets ganz allgemein erörtert und schlechtweg bejaht oder verneint wurde, trotzdem augenscheinlich Nichts unrichtiger sein kann, da das Strafensystem jedes Volkes nur mit Rücksicht auf Klima, Charakter, Kulturstufe, Nationalität und Kriminalität rationell konstruiert werden kann, tritt die moderne Wissenschaft von Fall zu Fall an die Frage heran und läßt sich dabei von dem Gedanken leiten, was den Lebensverhältnissen und seinen Bedürfnissen entspreche und fromme. Sie ist darum auch sehr vorsichtig mit ihrem Urteile in Betreff anderer Strafen, welche von den einen ebenso schlechthin gemißbilligt, wie von den andern als Universalheilmittel gepriesen werden, sie steht beispielsweise nicht an, zu behaupten, daß auch die viel verlästerte und viel gepriesene Prügelstrafe nach Lage der Verhältnisse recht nützlich sein kann. Ob solche Verhältnisse in den Kulturstaaten Westeuropas noch existieren, ist Thatfrage, auf die wir nicht einzugehen brauchen; daß dieselbe aber mit dem bekannten Entrüstungspathos schlechthin zu verneinen wäre, halten wir für sehr zweifelhaft.

Durch den realistischen Charakter ist aber auch der Umfang und Inhalt der Strafrechtswissenschaft ein anderer und bedeutenderer geworden, als es bisher der Fall war. Sie ist nunmehr nicht in der Lage von einer Benützung der Resultate absehen zu können, welche die Anthropo-

logie mit Hilfe der Statistik erzielt. Wenn nachzuweisen versucht wird, daß die körperliche Beschaffenheit, die Schädelformation, das Geschlecht, das Alter, die Berufsstellung, politische und soziale Verhältnisse, intellektuelle und sittliche Bildung, das Klima, die Temperatur u. s. w. von maßgebendem Einfluß auf die verbrecherische Thätigkeit sind, so muß die Strafrechtswissenschaft der Gesamtheit dieser Forschungen die größte Beachtung schenken behufs tieferer Ergründung der Natur des Verbrechens und Verbrechers. Sie muß den Einfluß der oro- und hydrographischen Verhältnisse eines Territoriums auf die Verbrechensfrequenz nicht minder würdigen wie die Einwirkung der Eigentums- und Besitzverteilung, die Preise der wichtigsten Lebensmittel, die Höhe der Löhne, mit einem Worte das ganze soziale und politische Leben und Treiben, also Wissenszweige heranziehen, die bislang jedes Konnexes mit ihr entbehrten. Hierdurch wird die naturgeschichtliche Auffassung, von der wir gesprochen haben, mehr und mehr zur Wahrheit.

Nicht ohne Schwierigkeiten war es möglich, diesen realistischen Charakter, dessen sie sich niemals hätte entäußern dürfen, der Strafrechtswissenschaft aufzuprägen. Der gewöhnliche Vorwurf des Materialismus, mit dem man so oft gegen jede Betonung des Realismus ankämpft, wurde auch den Bestrebungen entgegengesetzt, welche den berechtigten realistischen Tendenzen auch im strafrechtlichen Gebiete Eingang zu verschaffen sich bemühten. Die Wissenschaft hat sich durch diese Entstellung nicht abhalten lassen, die Reform vorzunehmen, welche nicht mehr verschoben werden konnte. Mögen immerhin diejenigen, welche sich nicht daran gewöhnen können, die Welt als Wirklichkeit und nicht als Vorstellung anzusehen, mögen sie immerhin den Vorwurf des Materialismus erheben. Die Wissenschaft wird dadurch nicht in ihrem Bestreben irre werden, sich dem Zweckgedanken immer mehr dadurch anzupassen, daß sie das realistische Banner auch für sich als diejenige Flagge anerkennt, unter welcher zu fechten Sieg und Gewinn bringt.

Der Jude von Cäsarea.

Nachgelassener Roman von Martin Schleich.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Wäre ich die drei Viertel Jahre, in denen ich Geschäftsreisen machte, zu Hause gewesen — der Junge wäre mir nicht toll geworden, ich hätte ihm den Kopf zurechtgesetzt, wetterte Theodor, von der Begleitung zurückkehrend; aber ihr Weiber bemerkt nichts.

So? Bin am Ende ich schuld? entgegnete die Frau, sich vom Boden schnell erhebend. Wer hat ihm denn immer vorgeschwätzt vom Kirchenstreit, vom Arius, vom Athanasius und Gott weiß, wovon noch?

Was verstehst du? Gerade davon mußte er ja hell und aufgeklärt geworden sein. Ich weiß nicht, wer mir's sagte, aber in Nicäa hab ichs gehört, daß die gelehrtesten Theologen am wenigsten glauben und die feurigsten Redner das lustigste Leben führen. Sagt man doch sogar dem gestrengen Athanasius nach, daß er mit einer hübschen Alexandrinerin — —

Laß das gottlose Gerede! unterbrach ihn die Gattin.

Ich wollte nur sagen, daß bei Marcian eine verfehlte Naturanlage vorliegt, was du als zärtliche Mutter natürlich nicht zugestehen willst. —

In diesem Augenblick ließ sich rollender Donner hören, der den streitenden Parteien Schweigen gebot. Gleichzeitig rauschte starker Platzregen auf die Stubendecke des kleinen Hauses nieder. Solche Naturerscheinungen sind in Palästina so überaus ersehnt und willkommen, daß beim Eintritt derselben aller Disput aufhört und jedermann nur darnach trachtet, sich zu erfrischen. Der noch verborgene oder schon zusammengewelkte Blumenreichtum der Felder, Hügel und niedern Berghänge tritt dann mit aller Farbenpracht und jenem Duft hervor, wie er im gelobten Lande von jeher zu Haus gewesen und Propheten, Dichter und Sänger begeistert hat. Es ist, als ob vom Paradies noch einiges Gesäme übrig geblieben und vom nahen Mesopotamien herübergeweht worden wäre.

Unter dem versöhnenden und abkühlenden Eindruck dieses physischen Donnerwetters verzog sich auch das moralische und die beiden Eheleute suchten zuletzt fried-

lich ihre Lagerstätte, ohne sich mit ihrem Sonderling von einem frommen Sohn weiteren Verdruß zu machen.

Auch Nachbar Skopas genoß den Gewitterschauer, vor seiner Thüre unter einem Vordach sitzend, neben ihm Angela, den Kopf an den Arm des Vaters gelehnt.

Dieser junge Mensch, sagte der Alte, martert sich der Welt zum Trotz, von der er doch selbst ein Teil ist. Und diese Wut, sich bei lebendigem Leibe selbst zu begraben, soll, wie man sagt, um sich greifen. Viele Tausende sind schon in die Wüsten, ausgewandert, um dort nichts zu haben, aber auch nichts zu thun. Die meisten dieser Querköpfe sind Syrer und Chaldäer. Wir Hellenen, glaube ich, neigen weniger zu solcher Ueberspanntheit. Bei unsern Vätern wäre dergleichen schon gar nicht möglich gewesen.

Bei unsern Vätern! rief träumerisch Angela. Was war aber auch das für eine Religion, die unserer Väter! Kein Mädchen, kein Jüngling war sicher davor, in eine Gottheit verwandelt zu werden. Kein Baum, keine Welle, kein Berg ohne Nymphe. Und Nacht und Licht, Himmel, Erde und Meer — alles mit einander verwandt, alles Mann und Frau, Bruder und Schwester. Vom Meeresgrund bis zu den Sternen hinauf ein Göttergeschlecht, ein Gewimmel von Lust, Heiterkeit und Liebe. Selbst der finstere Wolkensammler ist gelegentlich ein Schlingel, mit dem man wieder lachen muß. Das Herz geht mir auf, wenn ich an unsern abgelegten Olymp denke. Ich wollte - —

Was wolltest du! fragte Skopas in verweisendem Tone.

Ich meine nur, es ist nicht mehr so schön zu leben wie früher. Man muß sich seiner Tage fürchten. Wozu hat denn Gott unser einen geschaffen, wenn doch nur die Juden etwas gelten sollen?

Du bist im alten Bunde, mein Kind. Der hat aufgehört. Wir sind keine Stiefkinder mehr. Griechen, Römer und Gothen sind jetzt eben so gut wie früher die Israeliten.

Wenn sie sich bekehren lassen! Sonst kommen sie in die Hölle. Brr! Mich schaudert, wenn ich daran denke. Zur Zeit, da unsere Götter herrschten, gab es nur eine kühle Unterwelt, mit ein paar Flüssen und etwas Fröschen. Da läßt man sich doch lieber vom Hermes ein wenig hin und hertreiben, als ewig und ewig im Feuer stecken zu müssen. Und erst der abscheuliche Teufel! Pluto gefällt mir auch nicht, aber er ist vergleichsweise noch ein hübscher alter Mann.

Es war aber auch ein Grieche, ich weiß nur nicht wie er heißt, der behauptete: die Hölle könne nicht ewig dauern, weil sonst keine Sünde zu ihr im Verhältnis stünde.

Ach, du meinst den Origines? Der ist ja auch deshalb verdammt worden. Nein, nein, es bleibt bei der Ewigkeit. Darüber würde ich mir gar keine Täuschung machen, wenn ich irgend eine größere Sünde begangen hätte.

Gott bewahre dich davor, meinte der Vater, und da es wieder stärker zu wetterleuchten anfing, gingen beide ins Haus, von dessen Vorplatz man in ein schönes Gemach gelangte, das durch ein paar Lampen mit Doppellichtern, oder wie man zu sagen pflegte: mit zwei Nasenlöchern, erhellt war. In der Mitte stand ein Monopode mit versilbertem Fuß und schön maserierter Scheibe von Zitronenholz; an der Wand war ein aus Thujabrettern gefügter, mit Elfenbein und Schildplatt eingelegter Schrank.

Ach Väterchen, sagte Angela, du könntest mir eine Freude machen. Such doch den Onyx hervor, den du einmal in Athen kauftest, und in welchen Pallas Athene so wundervoll geschnitten ist.

Ah, du meinst das Büchschen? Hier ist es. Verschütte mir aber nicht die heiligen Holzsplitter, die ich von Jerusalem mitgebracht und darin aufgehoben habe.

Ach, mich interessiert nur Athene. Himmlisch und trotz der kleinen Form wahrhaft majestätisch! Wie schön der Helm zu unterscheiden ist, und wie graziös sie die Lanze schwingt! Glücklich, wer sie noch in ihrer Riesengröße auf der Akropolis stehen sah! Wie mögen die Herzen der Griechen geschlagen haben, wenn sie zur Feier der Panathenäen nach der Hauptstadt zogen und das Bild der Göttin

von ferne auftauchte! O Pallas, jungfräuliche, ewige Schöne! Damit drückte sie einen herzlichen Kuß auf das kleine Kunstwerk.

Ich halte auch etwas auf sie, bemerkte Skopas. Sie ist die Schutzpatronin der Oelhändler, denn unsere Voreltern weihten ihr den Oelbaum.

Ach, unsere Voreltern — — statt den Satz zu vollenden, stieß sie einen Seufzer aus tiefster Brust.

In diesem Augenblicke erschien auch Artemis, nicht die Schwester Apolls, sondern die dem Leser schon bekannte Wirtschafterin, mit der Bemerkung, es sei Zeit zum Nachtgebet.

Angela umarmte ihren Vater, und nachdem sie ihn ein paar Mal geküßt hatte, flüsterte sie: Ach, wie glücklich ist doch Agape!

Agape? Wer ist das?

Du kennst ja ihren Vater, den Antigraphen (Controleur) Kleon. Von dem hat Agape etwas bekommen — dabei streichelte sie Skopa's Wange — das wenn du mir auch zum Geschenke machtest!

Trotz aller kindlichen Zärtlichkeit war der Alte von dem Wunsche nicht sehr entzückt. Dergleichen Dinge sind teuer, meinte er, ohne zu wissen, um was es sich handelte. Habe ich dir nicht im vorigen Jahr ein Evangelium des heiligen Lukas gekauft?

Aber Väterchen, ich möchte ja den Homer! schmollte Angela.

Den Homer! Da muß ich erst sehen, wie die Olivenernte ausfällt. Gib das Onyxbüchschen wieder her, Kind!

Angela führte die Gemme auf dem Deckel noch einmal an die Lippen, Skopas schloß den Schatz wieder ein und wünschte gute Nacht, Artemis aber fragte neugierig nach dem Heiligen, den das Mädchen geküßt hätte.

Keinen Heiligen, sondern Pallas Athene, die in Waffenrüstung aus ihres Vaters Haupt hervorgesprungen!

Was, rief die ehemalige Amme mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens, ein Kind aus seines Vaters Haupt entsprungen? So was konnte auch nur mit Teufels Hilfe bei Heiden vorkommen. Gottlob, daß der Spuk ein Ende hat.

Ach die Zeit! seufzte Angela, sich an den Arm der Alten hängend.

Welche Zeit?

Nun ja, die schöne, schöne Zeit, die nimmer wiederkehrt. Gut' Nacht!

(Forts. folgt).

Klaviernot.

Von Ludwig Fulda.*)

Jetzt rede mir nur einer noch
Von Schaffen oder Denken,
Von sauersüßem Arbeitsjoch,
Von tiefem Sichversenken!
Kaum sitz' ich auf dem Stuhle fest
Mit ernst gesenkten Wimpern,
Beginnt mein Nachbar — Höll' und Pest! —
Voll Wut Klavier zu klimpern,
Zu hämmern, zu knacken,
Zu stampfen, zu hacken,
Zu martern, zu klopfen.
Watte her!
Werg her!
Wachs her!
Ich muß mir die Ohren verstopfen.

Dies holde musikal'sche Lamm
Im Reich der Töne grasend,
Der Schurke, daß ihn Gott verdamm',
Der Kerl, der macht mich rasend!
Vorbei der Fleiß, vorbei die Ruh',
Von Geisteskraft kein Schimmer,
Und klipp und klapp, die Bücher zu
Und auf und ab im Zimmer,
Zu fluchen, zu eifern,
Zu wüten, zu geifern,
Zu donnern, zu dräuen!
Prügel her!
Rohr her!
Stock her!
Ich muß den Halunken zerbläuen.

*) Probe aus „Satura. Grillen und Schwänke". Vergleiche „Litterarische Rundschau" in Nr. 1.

Franz v. Lenbachs Bismarck-Bildnisse.

Eine Kunstvereins-Vision von Hans Frank.

Ort der Handlung: der letzte Saal linker Hand im Münchener Kunstverein in den unteren Arkaden des Hofgartens.

Zeit: gesegnete Verdauungsstunde.

Handelnde Personen: vorzüglich gemischtes Publikum allerlei Geschlechtes und Ranges und Verstandes.

An der Wand drei Bismarck-Bilder, zwei Frauenporträts, ein Liszt-Kopf en profil — sämmtlich von Franz v. Lenbach, Professor.

Alles schweigt in ehrfürchtiger Adoration. Schweres Gewölk dämpft das Oberlicht des Saales bis zum mystischen Dämmer. Die Dunkelheit in und um den Köpfen nimmt zu. Bismarck Nr. 1 und 3 ist ganz Auge, Nr. 2 schlägt die Augen nieder, in die Lektüre einiger fingersdicker Blätter vertieft. Der abgeschnittene Liszt-Kopf mit milchweißen Haaren und chokoladefarbigem Gesicht scheint die Kinnlade zu bewegen, das Auge stiert ekstatisch auf die Nasenspitze, die sich zusehends verlängert und bereits den Rahmen durchbohrt. Die zwei Frauenporträts werden immer ängstlicher in solcher Nachbarschaft.

Ein plötzliches Geräusch! Ein Kunstvereinsdiener im Vorsaal nießt, und der andere ruft: Helf Gott! Nun wieder feierliche Stille.

Der berühmte Münchener Gedankenleser Herr Franz Xaver Ignotus notiert in einem drei Kilometer entfernten Kaffeehaus die Gehirnvorgänge einiger ketzerischer Köpfe, die sich, von den Rechtgläubigen unbemerkt, unter der in stummer Anbetung verdauenden Kunstvereinsgemeinde befinden.

Ihm über die Schultern wegblickend, entziffert der Leser folgende Sätze, deren Zusammenhang freilich zu wünschen übrig lassen muß.

Lenbach hat Größe. So sieht er etwas Großes in alle Menschen und Dinge hinein und zu ihnen hinzu, indem er nicht mehr Individualitäten, sondern Typen sieht. Sehr wohl!

Er ist ein Menschen-Denker mit dem Pinsel. Der Kopf ist ihm alles. Das Auge ist ihm der unermüdliche und rücksichtslose Ausplauderer der verborgenen psychischen Vorgänge. Auf die von anderen gescheiten Leuten betonte Beredtsamkeit der Hand gibt er nichts. Seine Menschen brauchen daher auch gar keine Hände. Er versteckt sie auf den Bildern entweder ganz oder ersetzt sie durch einen nur koloristisch wirksamen Klecks. Er sieht auch nicht die Natur schlechtweg, sondern nur die in einem gegebenen Augenblick von ihm gewollte charakteristische Natur eines visionären Malerintellekts von genialer Kraft.

Unzweifelhaft, Lenbach ist der genialste Kopfmacher unserer Zeit. Das ist genug für seinen Ruhm, aber nicht genug für die Bildnißmalerei. Die gefeiertsten alten Meister haben den Kopf auch zu schätzen und zu behandeln gewußt, aber sie hielten doch darauf, daß die geistreiche Veräußerlichung und individuelle Charakterisierung eines bedeutenden typischen Porträt-Modells nicht mit der Herausarbeitung des Kopfes abgethan sein dürfe. Der Mensch ist nicht Kopf allein. Welche merkwürdige Wesensoffenbarung liegt nicht in Gestaltung, Färbung und Bewegung der Hand! Und Bismarcks Hand — welche weltgeschichtliche Poesie spricht da aus jedem Gliede, die Poesie der Macht und Pracht und Herrlichkeit eines gewaltigen Staatenzerschmetterers und Staatenerbauers!

Aber es hilft alles nichts. Für die Schöpferhand, welche den Lenbach'schen Pinsel führt, darf selbst Bismarcks Hand keine klare Gestalt, keine natürliche Farbe haben.

Liegt hier eine Schranke des Könnens oder nur eine künstlerische Schrulle vor?

Technisch genommen, erweist sich heute Lenbach als der großartigste Manierist der deutschen Bildnißmalerei.

Welches von den drei Bismarckporträts gefällt dir am besten? Der lesende Bismarck Nr. 2 oder der sinnend ausruhende Bismarck mit dem Filzhut Nr. 1 oder der aufhorchende Bismarck mit dem schwellenden Profilbäuchlein aus der vorschweninger'schen Zeit?

Ich bevorzuge Bismarck Nr. 1, denn der ist ganz Auge und in dem Auge ganz Heldenkraft von gewaltigster Lenbach'scher Art. Dagegen mißfällt mir Nr. 2 entschieden. Das ist nicht mehr der Held, dem ganz Europa nicht imponiert: das ist ein gemütlicher Beamter, der einen banalen Rapport mit pflichtschuldigem Diensteifer liest; das ist ein...

Lenbach kann nicht immer welthistorische Leitartikel malen, er will auch einmal feuilletonistisch sich erholen. Dann malt er Musikanten- und Frauenzimmerköpfe nach der Liszt'schen Manier, dann faselt er ein wenig mit dem Pinsel, dann skizziert er Bismarck mit niedergeschlagenen Augen. Das sind aber im Grunde längst bekannte Geschichten. Trotz seiner eklektischen Vielseitigkeit bleibt Lenbachs Pinsel ewig derselbe. Man könnte auch sagen: er malt ewig den nämlichen Kopf.

In einem ähnlichen Fall heißt es bei einem Schriftsteller: er hat sich ausgeschrieben, er bringt nichts mehr Neues; bei einem Musiker: es fällt ihm nichts mehr ein, er bestiehlt sich selbst. Bei einem Maler vom Renommé Lenbachs jedoch: er bleibt immer genial!

Er ist heute über jede kritische Anfechtung erhaben. Siehe dieses anbetende Publikum! Höre die bewundernden Kollegen! Einst schalt man ihn einen wüsten Naturalisten, erhob man ein freches Geschrei vor seinen Bildern, wollte man in seiner Farbe nur eine braune Sauce, wenn nicht gar zähflüssigen Straßenkot erblicken.

Nun hat seine Energie, die Beharrlichkeit seiner stolzen Eigenart alle gebändigt, so sehr gebändigt, daß er jetzt wirklich mit Straßenkot malen dürfte und alle würden verzückt rufen: Göttlicher Lenbach, göttlicher Farbenmischer, so schön haben wir dich nie gesehen!

Als Bismarck-Maler hat er in der That nicht seines gleichen. Wie dieser Altbayer dem norddeutschen Edelmann-Diplomaten bis in die verborgensten Falten der Seele gedrungen, ist erstaunlich; die ganze Berliner Malergilde hat Respekt davor bekommen als vor einer „berechtigten Eigentümlichkeit" süddeutschen Tiefsinns, der sie heute noch nichts ähnliches entgegenstellen kann.

Trotzdem . . . .

Der Fall Oehlke.

Von A. Schroot.

Selbst unaufmerksamen und oberflächlichen Beobachtern wird es nicht entgangen sein, daß etwa seit einem Dezennium in der gebildeten Welt eigentümliche Prozesse und Veränderungen vor sich gehen. Eine der merkwürdigsten und zugleich bedenklichsten dieser Erscheinungen besteht in der übrigens statistisch feststehenden Zunahme der nervösen Reizbarkeit, die in wunderlichem Gegensatze steht zu der gravitätischen, fast ans Feierliche grenzenden Gemessenheit und Förmlichkeit, welche die gebildete Welt in der Oeffentlichkeit zur Schau trägt. Mancherlei Ursachen liegen hier zu Grunde: wirtschaftliche, diätetische (auf die Lebensart bezügliche), gesellschaftliche, litterarische oder vielmehr journalistische. Uns interessieren insbesondere die letzteren.

Sehen wir jedoch vorerst zu, wie sich diese Nervenerregtheit und Reizbarkeit äußert. Nun, sie äußert sich eben in allerlei Ausbrüchen, die zum Teil ziemlich harmlos, zum Teil aber erschreckend und tiefbetrübend sind. Verbrechen aller Art, sogenannte Messer- und Revolverattären, Selbstmorde, Duelle, und zwar zum geringsten Teile aus ernstlichen, achtenswerten Ursachen, als viel mehr aus Anlaß von Lappalien das sind solche Wirkungen, deren Zunahme sich von Jahr zu Jahr verfolgen läßt. Während die Bevölkerung des deutschen Reiches jährlich um 1 Procent zunimmt, betrug z. B. die Zunahme der gegen die Person gerichteten Vergehen von 1882 bis 1883 beinahe $4^1/_2$ Procent. Und daß die Zahl der Selbstmorde — und nebenbei bemerkt, auch die der geistig Kranken — in stetem Anwachsen begriffen ist, dürfte so allgemein bekannt sein, daß wir uns jeden Nachweises überhoben betrachten können.

Selten ist uns die Wahrheit der oben berührten Beobachtung in so grellem Lichte erschienen, wie in dem Fall, den wir hier in betracht ziehen wollen: den Fall Oehlke, worüber wir uns zunächst das Thatsächliche ins Gedächtnis zurückrufen wollen. Der Student Oehlke hat kürzlich den Studenten Holzapfel in einem in der Jungfernhaide zu Berlin ausgefochtenen Duell erschossen. Der so jäh aus dem Leben Gerissene (Sohn einer Wittwe), stud. math. Holzapfel, ist zweiter Vorsitzender des Vereins Deutscher Studenten. Sein Gegner, der stud. phil.

Alfred Oehlke, ist Führer der „Freien wissenschaftlichen Vereinigung" der Universität. Dieses Duell soll bereits das dritte in einer ganzen Reihe von fünf Forderungen gewesen sein, die Oehlke gegen die Mitglieder des Ausschusses der Berliner Studentenschaft zu führen beabsichtigte.

Ueber die Veranlassung zu dem Duell liest man:

Am 18. Januar des vorigen Jahres fand ein vom Verein Deutscher Studenten zur Feier der Begründung des deutschen Reichs veranstalteter allgemeiner Studenten-Commers statt, an welchem sich auch der Dichter Julius Wolff beteiligte. Das befremdliche Aufsehen, welches diese Beteiligung allgemein erregte, veranlaßte Julius Wolff in einer Unterredung mit stud. Oehlke die Bemerkung zu machen, daß er dem Feste fern geblieben sein würde, wenn er die Stellung des Vereins Deutscher Studenten gekannt hätte, ein Bemerkung, welche er übrigens in einer größeren Studenten-Versammlung Ostern 1881 wiederholte. Bei den diesmaligen Ausschußwahlen kam nun Oehlke als Vertreter der philosophischen Fakultät, für welche seit langer Zeit zum ersten Male ein liberaler Kandidat durchgesetzt wurde, in den Ausschuß. Vermutlich brachte das Herannahen des Jahrestages jenes Festes die Rede auf die damaligen Vorgänge. In der Unterredung mit seinen Kollegen im Ausschuß berührte nun Oehlke die Aeußerung des Herrn Julius Wolff. Die zum Verein Deutscher Studenten gehörenden Ausschußmitglieder zogen darauf die Wahrheit der Aeußerungen Oehlke's in so beleidigender Form in Zweifel, daß ihm nichts übrig blieb (?!), als eine Reihe von Forderungen ergehen zu lassen. Er forderte auf Säbel, erhielt aber die Antwort, daß man nur auf Pistolen losgehen würde. Speziell Holzapfel soll auf dem Auskämpfen der Differenz durch Pistolen bestanden haben. Es bestätigt sich, daß bei dem ersten Pistolenduell Oehlke das ihm gegenüberstehende Ausschußmitglied ins Bein getroffen und schwer verletzt hat. — Uebrigens hat bereits im vorigen Jahre zwischen einem anderen Mitgliede der „Freien wissenschaftlichen Vereinigung" und einem Angehörigen des „Vereins Deutscher Studenten" politischer Meinungsverschiedenheiten halber ein Pistolenduell stattgefunden, das indessen unblutig verlief.

Was nun die Ursache betrifft, die wir speziell vorführen wollten, so besteht sie einfach darin, daß die Presse seit einer Reihe von Jahren mit ihrem wüsten Parteitreiben Tag für Tag das Beispiel der maßlosesten Gereiztheit gibt. Das Beispiel aber wirkt ansteckend, wir empfangen diese Wirkung unbewußt, und hier um so tiefer eindringend, um so fester sich einwurzelnd, als ja die Presse die Vertreterin der öffentlichen Bildung und Gesittung sein will, und sie diese Gereiztheit und das daraus hervorgehende feindselige Parteitreiben auch gar nicht als ein Uebel ansieht, ja dasselbe als Tugend, Tapferkeit und dergl. mehr ausgeben möchte.

Aber noch ein zweites und zwar viel schlimmeres Uebel der Presse ist bei dieser Gelegenheit wieder einmal grell hervorgetreten, nämlich der offenkundigste Mangel an Uebereinstimmung von Wort und That, Gesinnung und Handlungsweise. Die Zeitungen, die es hinsichtlich des Persönlichen und der Unduldsamkeit gegen abweichende Meinungen nicht weit genug treiben können, welche Parteiansichten, die mit den ihrigen nicht übereinstimmen, in der gehässigsten und giftigsten Weise verfolgen, stellen, möglicherweise auf derselben Seite, moralische Betrachtungen über den in Rede stehenden Fall an, indem sie insbesondere hervorheben, wie traurig es sei, daß gerade in studentischen Kreisen, aus denen ja die Auslese der Bildung und Gesittung hervorgehen solle, dergleichen rohe, maßlose und unreife Gereiztheit, eine derartige Unduldsamkeit gegen die Meinungen Anderer herrsche! Muß man da nicht verwundert fragen, ob denn die Presse ein Privilegium habe, das sie von der besagten Uebereinstimmung entbinde, oder wird man zur Erklärung dieses Verfahrens eine Art moralischer Unzurechnungsfähigkeit voraussetzen müssen, angesichts deren man ausrufen möchte: Herr vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun! Leider aber berühren wir hier ein Uebel, das, ebenso wie jene Gereiztheit, ein Zeitübel, und zwar ebenfalls ein in merklicher Zunahme begriffenes ist. Wo liegt der Ursprung desselben? Ist die Presse von der gebildeten Welt, oder die gebildete Welt von der Presse angesteckt? Soviel ist gewiß, daß man es in der Presse jeden Tag beobachten kann; ebenso gewiß ist aber auch — und das ist wieder das schlimmste bei dem Uebel — daß es von der Presse gar nicht als ein solches empfunden wird, so daß man es ebenfalls als ein Privilegium ansehen, oder aber wiederum eine moralische Unzurechnungsfähigkeit als zu grunde liegend annehmen muß. Es ist daher auch kaum darauf zu rechnen, daß die Presse ein Verschulden an diesen Zeitübeln zugiebt, obwohl ein solches so klar auf der Hand liegt, daß es ihr selbst nicht erst bewiesen zu werden braucht. Wie gesagt: Böse Beispiele wirken ansteckend; das schlimmste Beispiel aber, das eine Person oder gar ein öffentliches Element gibt, das sich in seinem Einfluß und seinen Wirkungen als eine Großmacht dünkt und darstellt, ist der Mangel an Uebereinstimmung zwischen Anforderungen an Andere und dem eigenen Verhalten.

Die lyrische Dichtung in der Schweiz von Haller bis auf die Gegenwart.

Von Johannes Hackert.

Einleitung.

„Hör' auf zu locken in die Ferne!
Hier leb' ich und hier sterb' ich gerne.
Du selber, Fremdling, sprachst es aus
Es dient die Kunst dem Vaterhaus,
Ein Werk, das nicht die trauten Züge
Der Heimat trägt, mir dünkt es Lüge."
Conrad Ferdinand Meyer.
(Engelberg — X).

Was die Schweizer zu Grunde richtet, ist der schrankenlose Dilettantismus, der sich auf sämmtlichen Kunstgebieten breit macht. Die Liebhaberei pfuscht überall herum. Ist einem da ein glücklicher Wurf gelungen, so stößt die Zeitungslitteratur aller Farben in die Lärmtrompete und posaunt ein schallendes Lobeshalali! Und wie es sich mit dem Lobe verhält, so geht es auch mit dem Tadel: entweder zum Himmel emporgehoben oder in den Staub gezogen, einen Mittelweg kennt man nicht. Und gerade auf dieser Mittelstraße wäre ein Ausweg zu finden. Daß einmal ein tüchtiger Kritiker käme, der seiner Sache ernsthaft zu Leibe ginge, verständig und eingehend beurteilte, davon ist keine Rede. Übrigens strebt auch Niemand diesen Umschwung an. Denn über die Dilettanten wäre dann ein für allemal der Stab gebrochen, wenigstens in gewissem Maße. Ganz auszurotten sind diese Herren auch nie, wäre auch nicht wünschenswert, weil mit ihnen ein Element verschwinden würde, das so recht eigentlich die Basis des gesammten geistigen Lebens diesseits des Rheines ausmacht.

Unter solchen Umständen hat die Massenproduktion in der Schweiz nichts befremdendes an sich. Die kleinste Gabe, sei sie noch so bescheiden und mangelhaft, wird dankbar angenommen. Befremdend aber ist es, daß trotz dieser Widerwärtigkeiten Männer auftreten, deren Produkte sich durch innere Wahrheit und künstlerische Durchbildung vorteilhaft auszeichnen und die oft den strengsten Anforderungen gerecht werden.

Ein Gang durch die zahlreichen Museen der Schweiz deckt uns dies in wenigen Augenblicken auf. Ob wir Bern oder Neuenburg oder gar Genf nehmen, bleibt sich gleich. Neben dem elendesten Kram, dem selbst, weil Pfuscherei, aller historischer Wert abgeht, hängen recht tüchtige Bilder, tüchtig weil wahr in Auffassung und frisch, lebendig in Ausführung. Buchser, Bürnand, Anker — um nur die Neuesten in betracht zu ziehen — machen der schweizerischen Malerei in eben dem Maße Ehre, als ihr eine Legion patentierter Schmierer zur Schande gereicht. Warmer Patriotismus deckt indessen alle Mängel mit ebenso wohlklingendem als nichtssagendem Wortschwall zu: man gefällt sich, in den traurigsten Produktionen eine Kundgebung des nationalen Geistes zu erblicken und gute Absicht muß hier, wie überall, die Schwäche der Leistung entschuldigen. Fern sei es von uns, an der Lebensfähigkeit einer schweizerischen Malerschule Zweifel zu hegen; Calame und seine Schüler, Diday und Humbert unter anderen, sind die beredtesten Zeugen für ihr Bestehen. Und warum sollte sie, einmal ins Dasein gerufen, nicht weiter fortbestehen können? Freilich begnügten sich auch ihre Meister nicht mit bloßem Abmalen; sie gaben die großartige Alpennatur würdig und poetisch wieder und bewahrten stets eine kräftige Richtung zur Wirklichkeit. Calames Schule ist indessen klein, und um sich heutzutage den stolzen Titel eines nationalen Malers beilegen zu können, genügt es, sein Leben lang blaue Seen, grüne Alpen mit Sennhütten und obligater Rindviehstaffage zu malen.

Selter artet eine Kunst aus, ohne nicht zugleich ihre Schwestern in den Abgrund zu ziehen. Es ist kein Zufall, wenn wir Cornelius, Rauch, Goethe und Beethoven zu gleicher Zeit auftreten und wirken sehen. Das Zeitalter der schlesischen Dichterschulen liefert uns denselben Beweis, nur in entgegengesetzter Richtung. Mittelmäßigkeit wirkt immer ansteckend; von einer Kunst dehnt sie sich unfehlbar auf die andere aus. Von der schweizerischen Malerei können wir also mit Sicherheit auf die schweizerische Dichtung schließen.

„Singe, wem Gesang gegeben!" Uhland hat's ja gesagt! Und da singen sie denn darauf los im schweizerischen Dichterwald. Ja, wenn man sie ruhig singen ließe! Aber

da überschüttet man sie mit Lorbeeren, proklamiert sie zu vaterländischen Sängern und weiß sich des Dankes und Preises gar nicht genug! Ihnen gegenüber hat sich die Lobhudelei geradezu zu einem System gestaltet. Und was noch schlimmer ist, diese Herren räuchern und singen einander an und möchten in gegenseitiger Bewunderung fast vergehen. Man blättere nur in der „schweizerischen Dichterhalle." Wenn das zum aushalten ist! Vogel von Glarus ist gewiß weit über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus bekannt und Osers Lieder werden auch außerhalb der Schweiz gesungen, daß wir aber in Vogel einen zweiten Heine und in Oser den liebenswürdigsten, gefeiertsten Liederdichter besitzen, will denn doch zu viel sagen. Wir greifen dieses Urteil aus dem zitierten Blatt aufs geratewohl heraus, nicht etwa weil wir den beiden angeführten Dichtern etwas am Zeuge flicken wollen, sondern einfach um zu zeigen, wie weit man sich mit den unvernünftigsten Lobeserhebungen versteigt. Der schlimmste Dienst, den man einem ehrlich strebenden Menschen leisten kann, ist ihm den Erfolg zu leicht zu machen. Unverdientes Lob wirkt schädlicher, als unverschuldeter Tadel. Man hänge unsern schweizerischen Poeten den Lorbeerkranz ein wenig höher und ein Umschwung zum Bessern wäre schon dann als eingetreten zu betrachten, wenn von so zahllosen Skribenten nur die elendesten vom Schreiben abließen. (Forts. folgt).

Zenobia.

Drama v. J. L. Klein, in neuer Bühnenbearbeitung von Wilhelm Buchholz.

Von Emil Peschkau.

Klein ist einer aus jener stattlichen Reihe deutscher Poeten, denen es nicht vergönnt war, den Lohn ihrer Arbeit zu ernten. 1810 zu Miskolz in Ungarn geboren, starb er 1876 in Berlin, wo er sich seinen Lebensunterhalt durch Theaterkritiken und andere journalistische Arbeiten erworben hatte. Größere Beachtung wurde nur seiner „Geschichte des Dramas" zu teil, einem gewaltig angelegten, leider unvollendet gebliebenen Werke, das ein Zeugnis des Riesenfleißes und des stets in die Tiefe dringenden kritischen Blickes des Verfassers ist. Dagegen kümmerte man sich um Klein's dramatische Thätigkeit nur wenig, und so kam es, daß er, anstatt künstlerisch zu reifen, sich in seine Schrullen immer mehr verlor, so daß unter seinen vierzehn Bühnenstücken keines ist, welches in seiner ursprünglichen Gestalt aufgeführt werden könnte. Klein konzentriert nicht seine Stoffe; um sie zu erschöpfen, geht er in die Breite. Er malt Bild neben Bild, dabei immer nur seine Idee, seine Hauptcharaktere ins Auge fassend, so daß diese mit seltener Anschaulichkeit entgegentreten, während die Nebenpersonen meist nur angedeutet oder gar nur — Redner sind. Das ist vom rein künstlerischen Standpunkt ein erheblicher Fehler und schädigt daneben die theatralische Wirksamkeit. Aber auch noch andere Umstände sind es, die den Dramen Klein's den Weg zu den Bühnen versperrten: sie sind von einem ganz außergewöhnlichen Umfang und behandeln meist Stoffe, die ein größeres Publikum wenig interessieren oder sogar abstoßen. Diesen Mängeln gegenüber stehen freilich auch sehr gewichtige Vorzüge. In erster Linie der geniale Tiefblick in die Erscheinungen des Menschenlebens und die gewaltige Gestaltungskraft, und in zweiter das entschiedene dramatische Talent, das sich nur, wie bereits angedeutet, zumeist im Aufbau der einzelnen Szenen, nicht aber im Aufbau des Ganzen zeigt. Diese Vorzüge haben denn auch schon zu einigen Versuchen geführt, dieses außerordentliche Talent für die Bühne zu gewinnen. Keiner von ihnen ist bis jetzt so recht geglückt, dagegen darf man nach der ersten Frankfurter Aufführung wohl sagen, daß die Buchholz'sche Bearbeitung die „Zenobia" für die Bühnen erobert hat. Freilich, ein Stück für die Masse ist die Tragödie nicht, der Charakter der „Zenobia" ist nicht derart, um Durchschnittsmenschen zu begeistern, und die übrigen Figuren sind ja fast nur Schatten, denen wenig Interesse abzugewinnen ist. Aber die Gebildeteren, die Empfänglicheren müssen ihre Freude an dieser Prachtgestalt haben. Aus der geschichtlichen Zenobia — jener Königin von Palmyra in Kleinasien, die um das Jahr 270 v. Chr. Geb. den Kampf mit dem weltbeherrschenden Rom aufnahm — hat Klein eine großartige Figur gestaltet, ebenso schön wie weise, ebenso mutig wie klug, ebenso edel wie kühn, mit einer Seele begabt, die sie nach den höchsten Zielen streben läßt. Sie blickt nicht nur weiter als ihre Umgebung, sie blickt weiter als ihre Zeit. Nicht blos aus Vaterlandsliebe nimmt sie den Kampf mit Rom auf, sie will die Welt vom Römertum befreien. Aber nicht vom Römertum allein — von aller Tyrannei, von allem Wahn. Der Traum eines großen Dichters! Und eines großen Dichters Eingebung ist es, daß die tragische Schuld dieser Heldin die Verachtung der Zwerge ist, die sich zu ihren Füßen tummeln. Sie benutzt sie nicht, sie zertritt sie nicht — sie sind ihr nichts als Zwerge. An dieser Schuld geht

sie zu Grunde -- Zenobia stirbt, aber ihr Geist bleibt Sieger, und so empfangen wir den erhebenden Eindruck einer echten Tragödie. Die Handlung hebt mit dem Konflikt an, der zwischen Zenobia und ihrem Gatten Odenath entsteht, weil erstere ihren Sohn Timolaos, der König aber seinen Sohn Orodes aus erster Ehe zum Tronfolger bestimmt wissen möchte. Was für ein Licht fällt nun da gleich auf den Charakter der Zenobia, wenn dieser Konflikt erst zum Ausbruch kommt, nachdem kein Zweifel mehr besteht, daß Odenath und Orodes ganz in den Händen der Römer sind, während Zenobia erkennt, daß es sich nur darum handelt, das Reich Odenath's zu einer römischen Provinz zu machen. Um dem entgegen zu arbeiten beschließt sie, Timolaos zum König ausrufen zu lassen. Mäonius, des Königs Neffe, stellt sich ihr zur Verfügung, aber sie hat nur Verachtung für ihn und hindert es nicht, daß er die angedrohte That, Odenath und Orodes zu ermorden, vollführt. Mäonius ist eine Art wild gewordener Mortimer, er thut alles aus leidenschaftlicher Liebe für Zenobia, und es ist wieder ein Beweis für Klein's geniale Charakterisierungsgabe, daß Zenobia erst am Ende von Mäonius Liebe erfährt. Nicht darüber erzürnt, weist sie ihn jetzt und dann zu wiederholten Malen zurück, sondern weil sie, von ihrer Kraft und der Größe und Reinheit ihrer Absichten überzeugt, über Alles hinwegschreiten zu können glaubt. Sie läßt den Mäonius nach vollführter That nicht hinrichten, sie läßt ihn mit seiner Schaar zu den Römern fliehen. Sie weist die Hilfe der Christen zurück, denn sie will keinem neuen „Wahn" zur Herrschaft verhelfen. So hat sie endlich die siegenden Römer vor sich, die verschworenen Baalspriester hinter sich. Man raubt ihr Timolaos — die Mutterliebe macht sich geltend, aber man will ihr Timolaos nur lassen, um sie beide im Triumph nach Rom zu führen. Sie aber benutzt einen unbewachten Augenblick und ersticht im römischen Lager — wohin sie sich, um Unterhandlungen zu pflegen, begeben hat — ihr Kind und dann sich selber. — Der Eindruck des Stückes bei der ersten Aufführung in Frankfurt a. M. war, trotz der sehr geschickten, feinsinnigen Bearbeitung, den gemachten Andeutungen entsprechend, ein geteilter. Er war aber der Art, daß man nur wünschen kann, das Klein'sche Stück möge nun in der Buchholz'schen Bearbeitung wenigstens über die größeren Theater gehen, und der Erfolg wird dann um so größer sein, je geistig bedeutender die Heroine ist, in deren Händen die Partie liegt.

(Tägl. Rundschau.)

Litterarische Kritik.

Deutsch-Afrika, von Richard Oberländer. (Verlag von Wilhelm Friedrich, Leipzig.) Ein zeitgemäßes Buch. In drei 176 S. umfassenden Kapiteln: Oberguinea, Niederguinea, Lüderitzland, belehrt dasselbe ziemlich eingehend über „Land und Leute, Handel und Wandel in unseren Kolonien" und Umgegend. Ethnographische Eigentümlichkeiten, Sitten und Gebräuche, klimatische Zustände, Bodenbeschaffenheit, Handels- und Verkehrsverhältnisse werden anschaulich dargelegt, geschichtliche Rückblicke über Besitzergreifung der Negerländer durch seefahrende Mächte, über Sklavenhandel u. s. w. eingeflochten. Da alle Aufschlüsse über die schwarzen westafrikanischen Gebiete, besonders Kamerun, Kongo, Angra Pequena, in steter Beziehung zu Deutschlands jüngster Kolonialpolitik und einschlägigen Projekten stehen, so wird dieses Buch mit seiner objektiven Haltung auf überschwängliche Enthusiasten wie auf kleinliche Zweifler heilsam wirken. — Eine Kartenskizze über den dermaligen Stand der Dinge in Westafrika würde eine sehr willkommene Ergänzung des Textes gewesen sein. Die Verlagshandlung säume nicht, der zweiten Auflage eine gute Karte beizufügen.

Ueber das teleologische Fundamentalprinzip der allgemeinen Pädagogik von Erhard Schultz. 2. Aufl. (Mühlhausen im Elsaß, Busleb.) Mit kritischer Strenge untersucht der Verfasser die teleologischen Aufstellungen „frommer" und „heidnischer" Pädagogen und Philosophen (Palmer, Lessing, Kant, Schleiermacher, Herbart u. a.) und zieht mit logischer Schärfe die Folgerungen. Als Endziel der Erziehung setzt Schultz das menschheitliche (humane) Prinzip; der Weg zu diesem erfolgt in konzentrischen Kreisen vom Zentrum (Erziehungsobjekt) aus: Individual-, Familien-, Nationalprinzip, religiös-sittliches und schließlich menschheitliches Prinzip. Jene alten Leute, welche der Pädagogik die Macht und das Recht absprechen, sich als Wissenschaft zu zeigen, d. h. aus sich selbst das teleologische Fundamentalprinzip zu entwickeln, werden an den klaren, scharfen Ausführungen, die immer vom realen (nicht spekulativen) Standpunkte aus gegeben sind, wenig Geschmack finden. Wir wünschen dem anregend geschriebenen Schriftchen die weiteste Verbreitung.

Neue Lebensmärchen von Alfred Friedmann. (Hugo Engel, Berlin — Wien — Leipzig.) Das Leben bietet des Täuschenden, Zufälligen, Rätselhaften so viel, daß man oft von ihm sagen kann: „Es schien wie ein Märchen, aber es war Wirklichkeit." In dieser neuen Novellensammlung zeigt sich der Wiener Dichter eigenartiger sowohl in den Vorwürfen als in Auffassung und Ausführung und sicherer in der Charakterzeichnung, als in seinen früheren Prosadichtungen. Friedmann läßt hier nicht mehr nach den allbekannten Novellen-Rezepten berühmter Muster leben, lieben, heiraten, jauchzen, verzweifeln, sterben. Wir folgen dem Autor immer gern, ob er Geschichten aus der fidelen Kaiserstadt an der Donau, oder aus der alten Reichsstadt am

Main, oder sonst einer Großstadt frisch und anschaulich erzählt, oder uns gar in eine portugiesische Zauberlandschaft führt und über Liebe, Haß und Rache reizende Portugiesinnen und heißblütige Portugiesen anziehend plaudern läßt. „Menschliche Dokumente" im naturalistischen Sinne darf man bei Friedmann nicht suchen. Dazu fehlt ihm die Kraft des Temperaments, die leidenschaftliche Energie der Wahrheitsliebe. Er hat immer noch einen Heidenrespekt vor den überlieferten akademischen Schönheitsbegriffen.

Neues Novellenbuch von Otto Roquette (Schottländer, Breslau). Dasselbe bildet den 20. Band der „Drei-Mark-Bibliothek". Die fünf Erzählungen: „Das Eulenzeichen", „Ein Baum im Odenwald", „Wer trägt die Schuld?" „Die Tage des Waldlebens", „Unterwegs" — bald anziehende, bald langweilige Bilder aus dem Liebesleben und dem sonstigen Treiben akademischer Jünglinge und Philister in Dorf und Stadt, Feld und Wald zur Ferienzeit — tragen, gleich den früheren novellistischen Arbeiten des Autors, den Stempel möglichster künstlerischer Einfachheit in der etwas trockenen und harten Darstellung. Roquette'sche Figuren, deren Schicksal uns tief und nachhaltig interessierte, sind, bei der mehr und mehr hausbackenen Art des Dichter eine Seltenheit.

Gedon und das Kunsthandwerk.

Von Karl Förster.

Was Gedon für das Kunsthandwerk gethan, ist an sich hoch schätzenswert, hoch anerkennungswürdig und insbesondere für die Münchener Kunsthandwerker sehr belangreich gewesen.

Aber Gedon war weder der Einzige, der so erfolgreich wirkte, noch war er der Erste oder auch nur einer der Ersten, die für diese Ziele thätig waren.

Mit und neben ihm waren Männer thätig, die zum mindesten auf gleicher Stufe mit ihm in Begeisterung für die Sache, in Kenntnissen und Befähigung hiezu standen und mit reger Schaffenslust in allen Zweigen des Kunsthandwerkes sich förderlich bemühten.

Mit und neben ihm lebte und wirkte ein Franz von Seitz und dessen Sohn Rudolf Seitz, wirkte ein Gabriel Seidl, wirkte ein so reger und viel begabter Geist wie Adolf Seder, der leider viel zu früh seinem Schaffungskreise Entrissene, und mit ihm sein Bruder Professor Anton Seder . . . .

Was aber den zeitlichen Rang anlangt, so war bahnbrechend in München für das Kunstwerk überhaupt und lange vor Gedon — um von vielen nur einen zu nennen — der russische Maler Zwertschkoff; er war es, der zu einer Zeit, wo nur wenige Männer erst die Zeit und ihre Forderungen begriffen und an Besserung der Verhältnisse dachten, durch seine vielen Bestellungen auf allen Gebieten des Kunsthandwerks zu enormen Summen für russische Amateurs Leben und Bewegung in dasselbe brachte und vorzügliche Werke zeitigte, indem er, ein hochgebildeter Kenner, unter seiner Leitung und nach seinen Vorlagen arbeiten ließ, wie ihm denn auch Adolf Seder den besten Teil seiner kunstgewerblichen Bildung verdankte.

Bahnbrechend sodann in eben jenen Zeiten, wo so vieles und eigentlich noch alles brach lag, was Kunsthandwerk hieß, war v. Hefner-Alteneck und mancher andere — lange vor einem Gedon. (Aus der „Wartburg", Organ des Münchener Altertumsvereins.)

Audiatur et altera pars.

(An Xanthippus).

Hat man wohl jemals gehört, daß der Schuster einem die Stiefel
Oder der Schneider den Rock reichet umsonst? Quod non!
Vorrecht ist es allein des deutschen Verfassers
Gratis zu geben den Schweiß, gratis das eigene Talent.

Verantwortliche Redaktion von Dr. Georg Conrad in München.
Eigentum und Verlag von Conrad & Bettelheim in München. — Druck von H. Kutzner in München.
Im Buchhandel zu beziehen durch Otto Heinrichs Verlag in Leipzig.